

Roman Spiss

Das Bezirksmuseum auf Schloss Landeck

Im Besitz der Stadt und betreut vom Bezirksmuseumsverein Landeck, wurde Schloss Landeck in den Jahren 2005 bis 2007 umgebaut und erneuert.

Die neue Dauerausstellung auf Schloss Landeck trägt den Titel „Bleiben oder gehen – Die bewegte Geschichte des Tiroler Oberlandes“. Anders als traditionelle Heimatmuseen erzählt dieses Museum die Geschichte eines Raumes, in dem die Bewegung ein Hauptmotiv darstellt. Die Spannung zwischen Sesshaftigkeit und verschiedensten Formen von Mobilität ist somit das eigentliche Thema.

Es geht also nicht in erster Linie darum, Bekanntes und Vertrautes darzustellen, vielmehr soll die „Andersartigkeit der Vergangenheit“ gezeigt werden. Interessante und vor allem viele unbekannte Facetten treten zutage, außerdem zeigt die Geschichte der Heimat überraschende Parallelen zur Gegenwart in anderen Teilen der Welt: Hunger, bittere Armut, unterschiedlichste Formen von Mobilität, Kinderarbeit, aber auch die Kunst, aus der Not eine Tugend zu machen und anderswo ganz neu zu beginnen.¹

Im Prolograum befindet sich ein „Drahndl“, eine alte Vorrichtung für ein einfaches Glücksspiel, bei dem der Zeiger vom Besucher gedreht werden kann. Dieser Zeiger bleibt bei einem der Protagonisten der Räume des Museums stehen – bei einem berühmten Barockbaumeister, einem Dorfgeistlichen, einem Richter, einer als Hexe verbrannten Frau, einem Kleinbauern, einem Jenischen, etc.

Im Anschluss erfolgt eine Auseinandersetzung mit der Religion unter dem Motto „Gott und der Welt“. Die religiösen Menschen wurden mit Hilfe vieler lieb gewordener Kleinigkeiten durch das Kirchenjahr begleitet. Das ganze Leben war durchdrungen vom Glauben, von der Hoffnung auf Wunder, von alten Bräuchen, von denen zahlreiche Exponate im Raum erzählen.

1 Vgl. dazu ausführlich Eva Lunger-Valentini, Schloss Landeck. Alte Mauern und neue Geschichten, in: Tirol, 76 (2010), S. 93–104.

Auf der Burg, Sitz des Richters und Pflegers, wurde auch über Leben und Tod entschieden. Frauen, Außenseiter hatten es schwer in der „unheimlichen Heimat“, wo Verleumdung und Hass sie als Hexen oder Hexer brandmarken konnten. Die Ernterückgänge im Gefolge der „Kleinen Eiszeit“ führten zur Frage nach den „Schuldigen“. Ein Apothekerschrank, Kräuterbüschel und Informationen über die peinliche und gütige Befragung lassen den Besucher an dieser „dunklen Zeit“ teilhaben.

Der nächste Raum ist der „Verteidigung der Heimat“ gewidmet. Es erfolgt eine Auseinandersetzung mit den Tiroler Schützen, dem Spanischen Erbfolgekrieg und dem Kampf gegen Napoleon.

Die Geschichte Tirols ist lange Zeit ein Abwehrkampf gegen äußere Eindringlinge, im Inneren ein Kampf für Einheit und Geschlossenheit in ethnischer, kultureller und religiöser Hinsicht gewesen. Konsequenz war allzu häufig eine kompromisslose Haltung gegen „Anders- und Fremdartiges“. Der Historiker Horst Schreiber merkt dazu treffend an:

Lange Zeit dominierte eine rückwärtsgerichtete, antiaufklärerische Grundstimmung, die von Heimat sprach und Ausgrenzung meinte, die sich Demokratie auf die Fahnen heftete, aber auf geistige Gleichschaltung abzielte, die Glaube predigte und Intoleranz verbreitete.²

Propagiert wurden ein kerniges Tirolertum und der Mythos der sesshaften, in Heimatliebe an die Scholle gebundenen Bauern.

Dieses Bild hat aber mit der Situation im Tiroler Oberland wenig bis nichts zu tun: Denn schon im nächsten Raum werden die Realteilung und deren Auswirkungen thematisiert. Im Extremfall waren Küche oder Stube durch Kreidestriche geteilt, bewohnten sieben Familien ein Bauernhaus. Die einzige Kuh mussten manche armen Familien im Winter bei anderen Ortsbewohnern unterstellen, die sie durchfütterten und dafür die Milch behalten konnten.³ Wenn vom Hof nur mehr der Karren übrig blieb und die Straße zur Heimat wurde, war man ein „Fahrender“. Das Schicksal der Jenischen wird in der Ausstellung von Betroffenen selbst erzählt. Also nicht von Vertretern der Sesshaften,

2 Horst Schreiber, *Widerstand und Erinnerung in Tirol 1938–1998*. Franz Mair. Lehrer, Freigeist, Widerstandskämpfer, Innsbruck/Wien/München 2000, S. 151.

3 Vgl. dazu ausführlich Roman Spiss, *Arm zu sein im Oberland, ohne zu diesem Stande Anlass gegeben zu haben*, in: *Tiroler Heimatblätter*, 3 (2007), S. 74–81.

welche für diese Menschen nur Verachtung übrig hatten und sie abschätzig als „Karrner“, „Dörcher“ oder „Lahninger“ bezeichneten.

Bei einem derartigen Blickwinkel ist es interessant, wenn man die Vorurteile gegenüber den Fahrenden einer näheren Analyse unterzieht.

Die *bürgerlichen Gegner* kritisierten die Genusssucht der Landfahrer, womit auf die angebliche Ess- und Trinklust angespielt wurde. Aus heutiger Sicht ist es wohl mehr als verständlich, dass die Jenischen nach Phasen des Hungerns und der Entbehrungen kräftig zulangten, wenn einmal genügend Essen zur Verfügung stand.

Die Bürgerlichen kritisierten auch ein Leben voll Abwechslung und Spannung, frei von Zwängen des Anstands und der Moral. Ganz offensichtlich handelte es sich dabei um Projektionen eigener Wünsche, Sehnsüchte und Träume nach folgendem Muster:

Ich sitze fest, die aber fahren!

Ich spare, die aber geben aus!

Ich gehe früh zu Bett, die aber feiern bis spät in die Nacht!

Ich arbeite hart, die aber liegen auf der faulen Haut!

Ich bin strengen moralisch-religiösen Wertvorstellungen unterworfen, die aber führen ein zügelloses Leben!⁴

Greifbar ist der Wunsch, auch einmal so zu leben wie die Fahrenden; freilich nicht für immer, denn die sogenannte Freiheit hatte ihren Preis. Lustig ist das „Zigeunerleben“ nicht, ein Standardwerk zu den Südtiroler Jenischen trägt den treffenden Untertitel „Grenzgänger zwischen Elend und Freiheit“.⁵

Die Bauern ärgerten sich sicher über so manchen Felddiebstahl oder darüber, dass ab und zu eine Henne oder ein Hund verschwand. Sie hatten aber vor allem das Schicksal vor Augen, das ihnen selbst drohte: Absturz ins ländliche Proletariat, Marginalisierung, Außenseitertum. Denn die Jenischen kommen fast alle aus der verarmten sesshaften Bevölkerung, wie Fallbeispiele eindeutig belegen.⁶

Auch die junge *Arbeiterbewegung* hat sich der Sache der Jenischen keineswegs angenommen. Die Sozialdemokraten sangen das „Lied der Arbeit“, hielten die Arbeit hoch

4 Diese Muster beschreibt ausführlich Thomas Huonker, *Fahrendes Volk – verfolgt und veremt. Jenische Lebensläufe*, Zürich 1990.

5 Luis Zagler, *Die Korner. Grenzgänger zwischen Elend und Freiheit*, Bozen 1995.

6 Vgl. dazu u. a. Gerd Klaus Pinggera, *Stilfs. Geschichte eines Bergdorfes, Schlanders 1997*, S. 307–312.

– die Landfahrer hingegen verstanden es durchaus, in den Tag hinein zu leben. Sensibel reagierte man eigentlich nur dann, wenn man selbst als „Karrner“, als „rote Karrner“ angegriffen wurde.⁷

Und eine scheinbare Nebensächlichlichkeit sollte uns nachdenklich machen: Als die Jenischen im 19. Jahrhundert in den Dörfern des südlichen Deutschland auftauchten, hat man dort nicht gerufen: „Die Karrner (Dörcher, Lahninger) sind da!“, sondern „Die Tiroler sind da!“ Für einen Bayern oder Schwaben waren also die Jenischen Repräsentanten des „typischen“ Tirolers!

Die Kinderarbeiter, besser bekannt als „Schwabenkinder“, werden in der Ausstellung über den Arlberg zu den Kindermärkten in Süddeutschland begleitet. Viele Oberländer Familien mussten ihre 6 bis 14 Jahre alten Kinder für acht Monate in die Ferne schicken, um weniger Esser am Tisch zu haben. Auf dem Höhepunkt in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zogen bis zu 4.500 Kinderarbeiter aus Vorarlberg, Tirol und Graubünden in die Fremde. Die Tätigkeit im Gastland unterschied sich nicht von jener erwachsener Knechte und Mägde. Wegen ihres Dialekts und der geringen Bildung verspottet, wurden sie in der Fremde als minderwertige Menschen betrachtet; junge Württemberger hätten zu diesen Bedingungen niemals gearbeitet. Da sich das Gefühl einer konstanten Fremdheit entwickelte, schlossen sich die Kinder untereinander zusammen, wann immer dies möglich war. Sie trafen sich in der spärlichen Freizeit mit Leidensgenossen in der Kirche zur Messe und zur religiösen Unterweisung und schöpften so Kraft für die noch abzudienende Zeit. Verachtet und ausgenutzt, entwickelte sich einerseits durchaus ein Gruppenbewusstsein, andererseits aber das Gefühl einer konstanten Fremdheit, was auch verhinderte, dass sich eine größere Zahl der Vorarlberger und Tiroler zum Bleiben entschloss und ansässig wurde.

Der Aufenthalt der ausländischen Kinder bedeutete die Bildung einer Schul-Exklave inmitten der allgemeinen Schulpflicht. Die „Schwabenkinder“ haben selbst nach dem Ersten Weltkrieg die Schule in Württemberg nicht besucht. Baden dehnte im Jahr 1892 die Schulpflicht per Gesetz zwar auch auf ausländische Kinder aus, die Ortsschulräte duldeten aber ständige Absenzen der Österreicher nicht nur, sondern begünstigten sie sogar. Ähnlich verhielt es sich in Bayern, wo die Schwabengänger ebenfalls weithin „schulfrei“ hatten. Ein Unrechtsbewusstsein war nicht einmal in Ansätzen vorhanden. Bezeichnen-

7 Elisabeth Grosinger, ROMA und JENISCHE im SPIEGEL ihrer Zeit – eine vergleichende Studie, Dissertation, Innsbruck 2003.

derweise wurde in Friedrichshafen im Jahr 1909, als in den USA die Stadt bereits als Ort des deutschen Sklavenhandels deklariert worden war und man in Österreich immer mehr von einem Unwesen sprach, der Kindermarkt im Fasching ins Lächerliche gezogen und ein paradiesisches Leben der Kinderarbeiter dargestellt.⁸

Wanderarbeiter aus dem Tiroler Oberland waren sehr geschickte Maurer und Zimmerleute, die in ganz Mitteleuropa beim Bau von Residenzen, Kirchen und Klöstern Arbeit fanden. Diese Tradition hat mit Jakob Prandtauer aus Stanz den größten österreichischen Barockbaumeister hervorgebracht.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg zogen tausende von Oberländer Kleinbauern auf Saisonarbeit nach Deutschland. Im Ausland mussten sich die Tiroler einfügen und anpassen, sie lebten in Unfreiheit und Abhängigkeit, hatten mit dem Spott der Einheimischen zu kämpfen. Daheim erregten sie Argwohn aufgrund mitgebrachter neuer Gewohnheiten und Ausdrücke; fehlte es an Geld, wurden sie rasch als Taugenichtse abgestempelt.⁹

Hunderte Oberländer glaubten vor 150 Jahren den Versprechungen des Freiherrn Damian von Schütz-Holzhausen, der ihnen von einem Paradies im Urwald erzählte. Sie hatten nichts zu verlieren, hofften aber, alles zu gewinnen. Umso größer war dann die Enttäuschung, als sie mit der bitteren Realität in und um Pozuzo (Peru) konfrontiert wurden. Unter den Auswanderern befanden sich zahlreiche Jenische, denen die Heimatgemeinden „großzügig“ die Überfahrt bezahlten, um sie für immer los zu werden.¹⁰

Man sollte sein Augenmerk weniger auf das vor allem von den Nationalsozialisten betonte „deutsche Kolonisationswerk“ richten!

In einem zeitgenössischen Bericht kann man über den Abschied von der Heimat folgendes lesen:

Ein Mann nahm sein kleines Kind mit auf die Wanderung. Eine Verwandte flehte ihn auf Knien an, ihr den kleinen mittellosen Wurm zurückzugeben, sie würde ihm Mutter sein. Der Mann stieß sie mit den rohesten Ausdrücken zurück und

8 Roman Spiss, Tiroler und Vorarlberger „Schwabenkinder“ in Württemberg, Baden und Bayern von der Frühen Neuzeit bis zum Ersten Weltkrieg, in: Klaus J. Bade u. a. (Hg.), Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Paderborn 2007, S. 1036–1039.

9 Gerd Klaus Pinggera, Armutswanderungen in Tirol, in: Pässe, Übergänge, Hospize. Südtirol am Schnittpunkt der Alpentransversalen in Geschichte und Gegenwart, hg. von Leo Andergassen u. a., Lana 1999, S. 122.

10 Ausführlich beschrieben bei Bruno Habicher, Pozuzo – Schicksal, Hoffnung, Heimat. Briefe, Berichte, Kommentare, Innsbruck 2003; Elisabeth Habicher-Schwarz, Pozuzo – Tiroler, Rheinländer und Bayern im Urwald Perus, Innsbruck 2001.

sagte: Wenn es schon zugrunde gehen sollte, so sei um das Kind nicht schade. Ein anderer Mann verlor, als es zum Abschied kam, plötzlich Lust und Mut, mitzugehen, und er war auch nicht durch das Zureden seiner Angehörigen zum Einsteigen in den Waggon zu bewegen.¹¹

Seit 1870 kam es zudem vor allem aus dem Oberen Gericht zu einer Auswanderung nach Nordamerika. Bei 43 Stellungspflichtigen, die sich 1902 im Bezirk Landeck der Stellung entzogen, ist bei nicht weniger als 13 vermerkt, sie seien in Amerika. Von den Amerika-Auswanderern ist etwa ein Viertel wieder zurückgekommen, teils aus Heimweh, teils weil man sich an die neue Heimat nicht gewöhnen konnte.¹²

Der Rundgang durch das Museum wird mit einem Blick auf die „Industrie in den Bergen“ abgeschlossen. Mit dem Bahnbau (Eröffnung der Arlbergbahn 1884) befanden sich die Fremden gegenüber den Einheimischen während des Arlbergtunnel-Baus in einer 8:1 -Mehrheit.¹³ Zahlreiche Arbeiter aus dem Trentino fanden im Oberland eine neue Heimat, wovon das Landecker Telefonbuch heute noch beredt Auskunft gibt.

In der um die Jahrhundertwende entstandenen Textil- und Karbidfabrik griff man zunächst bevorzugt auf billige ausländische ArbeiterInnen zurück, was die junge Arbeiterbewegung zu heftigen Attacken auf die französischen und Schweizer „Kapitalisten“ veranlasste:

Oft sind es ganze Familien, die im Betrieb beschäftigt sind, welche auf die Straße geworfen werden. Ersatz ist ja durch einen bezahlten Agenten in Südtirol oder Italien leicht zu finden. Man verspricht diesen armen Menschen schöne Löhne, lockt sie aus ihrer Heimat fort und bringt gleich ganze Waggons italienischer Mädchen nach Landeck. Hier werden sie allerdings gewahr, dass sie auf den Leim gegangen sind. Nur ein paar Tage Beschäftigung in dem Betrieb genügen und gerne möchten sie wieder heimwärts, wenn die Mittel dazu vorhanden wären.¹⁴

11 Bote für Tirol und Vorarlberg, 16.3.1868.

12 Oliver Seifert, Auswanderung nach Amerika aus dem „Oberen Gericht“, in: Mein fremdes Land – mein Heimatland, hg. vom Bezirksmuseumsverein Landeck 2004, S. 55–61.

13 Hans Thöni, Sie haben den Arlbergtunnel gebaut, in: Mein fremdes Land – mein Heimatland, hg. vom Bezirksmuseumsverein Landeck 2004, S. 71.

14 Volks-Zeitung, 4 (1913), S. 4.

Mit der Verkehrserschließung begann Ende des 19. Jahrhunderts auch der Tourismus im Tiroler Oberland, das sich schließlich zu einer Hochburg der „Gästenächtigen“ entwickelte. Bei der Volkszählung des Jahres 1981 verfügten die Bezirke Landeck und Imst erstmals über mehr Fremdenbetten als Einwohner. Auch der abgelegene Hof war nun vom Massentourismus beeinflusst. Im Paznauntal, wo nach dem Zweiten Weltkrieg der Schmuggel von Butter und Nylonstrümpfen nicht wegzudenken war, konnte der „Tourismusvisionär“ Günther Aloys nun philosophieren:

Die Beherbergungsbetriebe neuen Stils prägt ein authentisches Design aus heimischen Materialien. Gäste relaxen am offenen Kaminfeuer, auf Feldecken, in Norweger Pullovern aus Cashmere, in einer Atmosphäre von Glamour und Tiefe.¹⁵

Hatte man in der Nachkriegszeit um die kleinste nutzbare Fläche gestritten, so wurden nun immer mehr Wirtschaftsgebäude umgebaut und andererseits Versuche unternommen, Anreize für die Bewirtschaftung durch die Einführung von Mähprämien zu geben. Bissig, wie er selbst zugibt, merkt Josef Nußbaumer in seiner „Wirtschafts- und Sozialgeschichte Tirols“ an: „Hat man früher die Kühe gemolken, so sind es heutzutage die Fremden.“¹⁶

Im Tourismus entstanden jedenfalls zahlreiche Arbeitsplätze, die durch geringen Verdienst, familienfeindliche Arbeitszeiten und oft schlechte Behandlung durch die Chefleute gekennzeichnet sind. Hinzu kommen andere Arbeiten, die heute kein Tiroler mehr verrichten würde. Seit der zweiten Hälfte der 1960er-Jahre griff man auf „Gastarbeiter“ zurück, von denen viele – anders als es im Begriff zum Ausdruck kommt – länger oder auch auf Dauer bleiben sollten. Das Blatt hatte sich gewendet.

Jenes Blatt, das im Museum ein durchlaufendes Nebenthema darstellt: Schloss Landeck besitzt insgesamt neun Spielkarten aus dem 15. Jahrhundert, die zu den ältesten erhalten gebliebenen des deutschsprachigen Raumes zählen.

Hauptthema ist letztlich aber eine kritische Auseinandersetzung mit den Begriffen Heimat und Fremde. Beim Besucher soll sich die Frage nach einem „anderen“, neuen, modernen Heimatbegriff stellen.

15 „Berg Spirit“ oder: Die neue Lust auf alte Berge, in: *Wirtschaft im Alpenraum*, 4 (2004), S. 8f.

16 Josef Nußbaumer, *Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Tirols 1945–1985*, *Tiroler Wirtschaftsstudien* 42, Innsbruck 1992, S. 210.

Etwa nach dem Muster von Robert Becker, der folgendermaßen nachdenkt:

Mein fremdes Land
ist das, welches meine
Ahnen „Heimat“ nannten.

Kein Land ist in mir
so fremd.
Weder in Europa
noch in der Welt.
Mein fremdestes Land
ist dieses, aus dem
man auch mich
vertreiben kann.¹⁷

Die Dauerausstellung auf Schloss Landeck soll klarmachen, dass Migrationen kein aktuelles oder singuläres Phänomen, keine Ausnahmesituation darstellen. Ebenso nicht die Angst vor dem Fremden, die Angst vor dem Unbekannten.
Thomas Geisen schreibt:

Was wäre die Hartnäckigkeit des Wissens wert, wenn sie nur für die Aneignung der Erkenntnisse und nicht auch in gewisser Weise und soweit irgend möglich für die Verunsicherung der Erkennenden sorgte?¹⁸

In diesem Sinne lade ich Sie herzlich ein:
Lassen Sie sich auf Schloss Landeck verunsichern!

17 Der Standard, 3.4.2004, Beilage „Literatur aus den zehn EU-Beitrittsländern“, S. 17.

18 Thomas Geisen, Antirassistisches Geschichtsbuch. Quellen des Rassismus im kollektiven Gedächtnis der Deutschen. Oldenburger Forschungsbeiträge zur interkulturellen Pädagogik, 4, Frankfurt a. M. 1996, S. 214.